

## Heteroglossie und sprachliche Mimikry im *Journal* Valéry Larbauds

Erst wenn man sich den Stand der typischen Realisierungsvarianten und Funktionen der Mehrsprachigkeit in der französischen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts vor Augen hält, lässt sich ermessen, was Valéry Larbaud (1881–1957), dessen Poetik ansonsten für kaum eine Richtung der gegenwärtigen Literatur Modellfunktion zu haben scheint, für die jüngere Geschichte der literarischen Mehrsprachigkeit bedeutet.

Da gibt es etwa den historischen Sprach-Exotismus in Victor Hugos *Notre-Dame de Paris*, eine gewisse zeitgenössische Xenophilie in Vignys *Stello* (englisch), in Stendhals *Chartreuse de Parme* und *Promenades dans Rome* (italienisch) oder in Mérimées *Carmen* (spanisch), alles von der Textoberfläche her eher bescheiden, die primitiv-komischen phonetischen Deutsch-Xenismen in Balzacs *Cousin Pons* (wenn man sie denn der Mehrsprachigkeit zuschlagen will) oder das Berufslatein des bornierten Apothekers in Flauberts *Madame Bovary*, die orientalischen Exotismen in Pierre Lotis Reiseromanen, im Fin-de-siècle dann einen neuen spanischen Exotismus in Pierre Louÿs' *La femme et le pantin*, nach dem ersten Weltkrieg ein paar englische Brocken in Konversationsromanen wie *Les discours du docteur O'Grady* von André Maurois. Hinzurechnen muss man hie und da noch einige fremdsprachige Bildungszitate, auch in der Erzählerrede und in Paratexten. Das ist aufs Ganze gesehen quantitativ nicht eben viel und in seinen Funktionen zudem relativ stark beschränkt. Insgesamt ist die französische Literatur als die einer Renommiersprache und eines Modells für andere<sup>1</sup> in puncto Mehrsprachigkeit lange eher puristisch, im Naturalismus weniger hinsichtlich der innerfranzösischen Varietäten und Register, wohl aber bei den Abstandssprachen, d. h. Literatur- und meist auch Nationalsprachen.

Larbauds Werk hebt sich in mehrerlei Hinsicht von dieser Tradition ab. Der Autor selbst, „le plus cosmopolite des écrivains si français“, wie er im *Magazine Littéraire* vom 26.11.2010 mit schönem Oxymoron genannt wird, war ein unermüdlicher literarischer Reisender (England, Spanien, Italien, Deutschland, Griechenland, Skandinavien, Albanien) mit einem schier unbezähmbaren Erfahrungshunger gegenüber Nachbarkulturen, und zwar im Unterschied zu Loti nicht aufgrund einer dilettantischen Xenophilie,<sup>2</sup> sondern als kompetenter Englisch-, Spanisch- und

<sup>1</sup> Im spanischen und portugiesischen Realismus und Naturalismus lässt sich beispielsweise eine regelrechte Tradition fremdsprachlicher Stereotypen nachweisen, in denen die französische, teilweise auch die englische Figurenrede für feine Lebensart steht, wenn auch meist nur in kurzen Floskeln. Deutlich größeres Gewicht hat Französisch als literarische Konversationsprache aufgrund der realen Diglossie im Bereich der höheren Stände in einigen russischen Romanen der Zeit, so etwa in Tolstois *Vojna i mir (Krieg und Frieden)* mit einem Textanteil von annähernd 10%.

<sup>2</sup> Über die „türkischen“ oder „japanischen“ Passagen in Lotis Reiseromanen raufen sich heute die Kenner nicht weniger die Haare als über Karl Mays Indianer.

Italienischsprecher mit einer *Licence ès lettres*, der auch aus dem Englischen (Walt Whitman, Samuel Butler) und Spanischen (Ramón Gómez de la Serna) übersetzt und durch seine Tätigkeit als Korrektor der französischen *Ulysses*-Übersetzung viel für das literarische Bekanntwerden von Joyce in Frankreich getan hat, und nicht zuletzt als Literaturkenner und Leser der Originaltexte, auch in Portugiesisch, Deutsch und weiteren Sprachen, wie sich das gerade Literaturkomparatisten ideal gern vorstellen, aber oft nicht erfüllen können.

Mehrsprachig ist er schließlich auch als Schriftsteller gewesen, und zwar in mehr als einem Sinn, wie wir sehen werden, in seinen Erzählungen ebenso wie in seiner Lyrik, dort gelegentlich besonders radikal.<sup>3</sup> Seine Reiseberichte und die daraus hervorgegangenen fiktionalen Werke, die oft in anderen Ländern spielen, sind nicht exotistisch, sondern registrieren bei aller partiellen Fremdheit zugleich nahestehende und vor allem damals reale Sprach- und Kulturwelten. Damit dürfte deutlich sein, dass Larbaud nicht einfach ein typischer Repräsentant des literarischen Kosmopolitismus seiner Epoche ist, sondern, bei aller Zeitverhaftetheit seiner Erzählweise, die so gar nicht ‚modern‘ im Sinn der Joyce-Poetik ist, in seinem individuellen Multilinguismus eine Ausnahmeerscheinung.

Ich werde im Rahmen einer größeren Arbeit auf die Mehrsprachigkeit in seinem fiktional-narrativen und lyrischen Werk eingehen und mich hier nur mit den für die Fragestellung nicht weniger ergiebigen Tagebüchern befassen. Glücklicherweise liegen mittlerweile alle erhaltenen *Journaux* in einer kritischen Gesamtausgabe<sup>4</sup> vor, einem Wälzer von 1600 Seiten mit einem informativen Vorwort der Herausgeberin Paule Moron, und auch wenn man die gut 300 Seiten französische Übersetzung der englischen Tagebücher und die ca. 250 Seiten Anmerkungen, ergänzende Dokumente und Indices abzieht, die nicht vom Autor stammen, bleiben immerhin noch gut 1000 Seiten Text. Es sind datierte Reisetagebücher (die traditionell nach ihren Reisezielen betitelt werden), an vielen verschiedenen Orten entstanden, mit Stadtporträts, Beobachtungen aller Art, Alltagsbemerkungen (oft zu seinen gesundheitlichen Problemen), Gesprächen, Kommentaren zu Lesefrüchten, eigenen Übersetzungs- und Schreibplänen etc. Als Fundus für literarische Werke, zu denen gerade bei ihm auch der fikionalisierte Reisebericht gehört, haben sie einen zumindest halbliterarischen Anspruch und sind denn auch schon frühzeitig in Teildrucken und Auszügen veröffentlicht worden. Sie decken mit größeren internen Lücken Larbauds Reise-Zeit von 1901 bis Mitte 1935 ab. Nach einem Hirnschlag im August des gleichen Jahres ist der Autor bis zu seinem Tod im Jahr 1957 halbseitig gelähmt und weitgehend sprechunfähig, und auch sein Tagebuch verstummt.

Um in der gebotenen Kürze einen Eindruck von der Vielfalt der Mehrsprachigkeit dieser Texte zu geben, werde ich auf die Idee der Repräsentativität oder gar Vollständigkeit der einschlägigen Stellen verzichten und stattdessen möglichst unterschiedliche Mehrsprachigkeits-Phänomene jeweils mit wenigen exemplarischen Belegen anführen und erläutern.

<sup>3</sup> Vor allem im Gedicht „La neige“. In: Larbaud, Valery: *Œuvres*. Paris: Gallimard (Pléiade, 126) 1958, S. 1113 (leider in einer vom Setzer sehr entstellten Form).

<sup>4</sup> Larbaud, Valery: *Journal*. Édition définitive. Texte établi, préfacé et annoté par Paule Moron. Paris: Gallimard 2009.

Zunächst ein paar Bemerkungen zur Klärung meiner Terminologie:

1. *Mehrsprachigkeit* (oder Multilingu[al]ismus) – wobei ich im Unterschied zu Wandruszka's vagerem Terminus einer allgemeinen „Mehrsprachigkeit des Menschen“<sup>5</sup> immer Abstandssprachen, nicht bloße Varietäten *einer* Sprache meine, um den Begriff nicht ad libitum ausufern zu lassen, wie es an der Bachtin-Tradition leider zu sehen ist – bezeichnet als Oberbegriff entweder eine *Kompetenz eines Individuums* als Sprecher, Hörer, Leser oder Schreiber, ob nur im Alltagsgebrauch oder als Autor nacheinander literarisch produktiv genutzt, oder aber eine *Eigenschaft eines Werks oder Texts* (auch Poly- oder Heteroglossie, manchmal ambiguisierend „literarische Mehrsprachigkeit“ genannt). Auch mein Titelbegriff *Heteroglossie* meint hier nicht wie bei Bachtin primär Registervielfalt, sondern wie schon bei Obendiek<sup>6</sup> ein Nebeneinander von Abstandssprachen; ich verwende ihn hier, um die Inhomogenität und funktionale Vielfalt der eingesetzten Sprachen zu betonen.

2. Eine *Mehrsprachigkeit des Texts* ist nach meinem Verständnis nur dann gegeben, wenn Fremdsprachen auch an der Textoberfläche präsent sind, nicht wenn Fremdsprachliches mit bloßen *inquit*-Formeln („sagte er auf Italienisch“) in der Grundsprache evoziert oder sonstwie reflektiert wird. Das Grenzphänomen der ikonischen Nachbildung des Fremden mit eigenem Sprachmaterial (*Xenismus*) kann hier weitgehend unberücksichtigt bleiben.

3. Die linguistische Kategorie der Diglossie als gesellschaftliches, kollektives Sprachkontaktphänomen spielt bei Larbaud keine Rolle; sie ist aber in vielen Gebieten das soziale Basisphänomen der literarischen Mehrsprachigkeit in beiden Bedeutungen.

4. Dynamisch realisiert wird die Mehrsprachigkeit als Kompetenz wie als Texteigenschaft durch den *Sprachwechsel* (Code Switching), wobei man den Sprachwechsel innerhalb eines Satzes oder gar innerhalb eines Lexems, der sich nach besonderen Regeln zu vollziehen pflegt, gern als Code Mixing bezeichnet, weil er mehrsprachige linguistische Elementareinheiten erzeugt.

5. Die Poly- oder *Heteroglossie eines Werks* oder Texts impliziert – außer vereinzelt in der Lyrik – immer eine asymmetrische (hierarchische) Relation zwischen den beteiligten Sprachen. Bei narrativen Werken unterscheidet man daher *Basis-, Träger- oder Erzählsprache* (die natürlich neben dem Erzählen auch die Modi Beschreiben und Reflektieren umfassen kann, um einmal bei dieser traditionellen Triade zu bleiben) und *eingelagerte (embedded) Fremdsprachen*, die ihrerseits entweder als *Figurenrede* oder als *Zitat* von Geschriebenem realisiert sein können, wobei die *literarischen Zitate* einen ästhetischen Sonderstatus haben und besonders häufig vorkommen.

6. Es gibt eine ganze Reihe von konkurrierenden Taxonomien der *Funktionen* literarischer Mehrsprachigkeit, die ich hier nicht im Detail begründet gegeneinander abwägen kann, ohne mich unzulässig von meinem Objekt zu entfernen. Ich halte mich darum weitgehend an die wenig umstrittene elementare Opposition *mimetisch* vs. *ludisch*, wobei auch hier der Unterschied zwischen Erzählerrede und Figurenrede und der zwischen freier Rede und Zitat die wichtigsten Parameter sind.

<sup>5</sup> Wandruszka, Mario: Die Mehrsprachigkeit des Menschen [1979]. München: dtv 1981.

<sup>6</sup> Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.

Alle weiteren Begriffe verstehen sich von selbst oder werden bei der Analyse ad hoc erläutert.

Grundsätzlich sind die fremdsprachigen Elemente als solche im Unterschied zu früheren Traditionen von Larbaud weder durch Kursivierung noch durch systematische Anführungszeichen graphisch hervorgehoben, verschmelzen also optisch weitgehend mit dem umgebenden Basistext. Sie werden vom Autor gemeinhin auch nicht übersetzt,<sup>7</sup> weder im Text noch in Anmerkungen, wohl aber von der Herausgeberin, die – vermutlich im Einklang mit dem Verlag, der auch an seine Käufer denken muss – ihren Lesern entschieden weniger Fremdsprachenkompetenz zutraut als der Autor. Die vom Fließtext abgehobenen fremdsprachigen Verszitate sind in der Ausgabe überwiegend kursiv gesetzt, offenbar um sie als metrisch gebundene Rede auszuweisen.

Inhomogen im Sinn einer elementaren Mehrsprachigkeit ist das *Journal*, wenn man es einmal insgesamt als *ein* Werk betrachtet (was ja gattungstheoretisch nicht unvertretbar scheint), schon dadurch, dass die meisten erhaltenen Hefte der frühen Reisen – *Como and Saint-Yorre [1912]* (85-106), *Alicante – San Vicente [1917]* (201-282) und *Alicante – Paris – Londres – Alicante [1918-1920]* (403-578) weitgehend in Englisch abgefasst sind, die übrigen dagegen dominant – aber nicht durchgehend – in Larbauds Muttersprache Französisch. Auffällig ist dabei auch die geringe Korrelation von literarischer Basissprache und lebensweltlicher Sprachumgebung, dass also Larbaud beispielsweise über seinen Spanienaufenthalt 1917-1920 durchgehend auf Englisch berichtet, ausgerechnet seinen Englandbesuch im zweiten Teil-*Journal* über diese Zeit dagegen auf Französisch (521-544); sobald er wieder in Paris ist, wechselt er wieder zum Englischen (544).<sup>8</sup>

Die Herausgeberin deutet das Englische pragmatisch als bloßes „exercice linguistique“ (17), mit dem Larbaud seine Ausdrucksfähigkeit im Englischen habe erhalten wollen. Das mag eine Rolle gespielt haben – Larbauds englische Schreibkompetenz ist im übrigen trotz kleinerer Defizite von Anfang an sehr beachtlich –, man gewinnt aber angesichts der oben referierten Praxis den Eindruck, die Wahl der Erzählsprache im *Journal* sei oft geradezu ein literarisches Gegenprogramm gegen das, was auf Französisch gern *génie du lieu* genannt wird, nämlich die umgebende Sprach- und Lebenswelt. Das gilt allerdings weniger für die Einbettungssprachen, wie wir gleich sehen werden. Jedenfalls lässt sich schon an dieser Stelle sagen, dass die Mehrsprachigkeit hier nicht einfach eine lebensweltlich motivierte mimetische Funktion hat, sondern als Bewusstseinsmoment des Schreibenden erscheint, der sich selbst – unabhängig von der bloßen Lokalkolorit-Funktion, ja gegebenenfalls sogar gegen sie – als mehrsprachig wahrnimmt und auch so darstellt.

Der französisch erzählte Englandbesuch ist nur ein besonders markantes Beispiel für den Wechsel der Basissprache auch innerhalb der einzelnen Hefte der *Journaux*: In diesem textlinguistisch engeren Sinn (als Erzähleinheit einer einzelnen Reise oder

<sup>7</sup> Vereinzelte Ausnahmen finden sich bei linguistischen Erläuterungen, Wortspielkommentaren und ähnlichen Sonderfällen.

<sup>8</sup> In dem nur bruchstückhaft erhaltenen frühen Heft *Ambustae capsarum reliquiae II*, vermutlich von 1902 (44-47), werden dagegen umgekehrt London-Impressionen im Gegensatz zum umgebenden Französisch noch auf Englisch wiedergegeben (44f.).

auch pragmatisch eines Schreibhefts) ist also das *Journal* an vielen Stellen ebenfalls narrativ mehrsprachig. Schon das frühe, französisch geschriebene *Journal de Septimanie 1914* (147-184) weist zahlreiche englische Erzählpassagen und Selbstkommentare von mehreren Zeilen bis zu anderthalb Seiten auf.<sup>9</sup> Im *Alicante*-Heft verfällt der Autor einen Absatz lang vom Englischen ins Spanische und kommentiert überrascht: „Veo que he escrito en español casi sin dar me cuenta“<sup>10</sup> (409; „Ich sehe, dass ich in Spanisch geschrieben habe, ohne es zu merken“; ähnlich 467). Auch in den französischen Tagebüchern *D’Annecy à Corfou 1931–1932* (827-964), *Paris – Langar – Genève 1934* (1103-1220) und *Valbois – Berg-op-Zoom – Montagne Sainte-Geneviève 1934–1935* (1249-1399) sind unvermittelt immer wieder längere und kürzere italienische, spanische und englische Erzählpassagen, Beschreibungen und Kommentare des Autors eingeschoben,<sup>11</sup> die teilweise ihrerseits wiederum andere fremdsprachige Einlagerungen aufweisen.

Nicht immer lässt sich der Übergang so einfach motivieren wie im folgenden französisch-spanischen Sprachwechsel nach dem Bericht über einen Vorschlag, der *Nouvelle Revue Française* einen Sammelband mit dem Gesamttitel *Notre Amérique* anzubieten:

J’avais songé à des choses comme „Cierra España“ y cosas por el estilo, cosas „con medida“, pero que no me gustan; se trataba soltanto de chocar, di far colpo; no vale la pena; mejor pensa<sup>12</sup> siempre al „discret lecteur“.

Mon travail m’a tenu claquemuré, moins physiquement que moralement [...] (1336)

Hier hat vermutlich der geplante spanische Titel *Cierra España*<sup>13</sup> die französische Erzählsprache von *cosas por el estilo* an ins Spanische kippen lassen, allerdings verwunderlicherweise mit zwei italienischen Einsprengseln (*soltanto* [nur] und *di far colpo* [Aufsehen zu erregen]), und erst mit dem *discret lecteur* ist der Autor am Schluss wieder im Französischen gelandet, in dem er dann im nächsten Absatz in seinem Bericht fortfährt. Jedenfalls gibt es, aus welchen innertextlichen Motiven auch immer, Neben-Erzählsprachen, die die Erzählhandlung eine Zeitlang tragen, bevor sie wieder in die Hauptsprache zurückfällt. Viele Hefte haben in diesem Sinn zwei oder gar drei deutlich hierarchisierte Basissprachen. Als literarische Praxis ist das nach meiner Kenntnis der Tradition der mehrsprachigen Literatur recht ungewöhnlich.

Dazu kommt eine Unzahl kleiner anderssprachiger – auch einiger gemischt-sprachiger – Einlagerungen in den französischen oder englischen Erzähldiskurs, oft

<sup>9</sup> Die umfangreichsten finden sich 156f. und 158-160.

<sup>10</sup> Alle Übersetzungen stammen vom Verfasser.

<sup>11</sup> Italienisch: 837, 838, 839, 840f., 845f. (eine halbe Seite), 849, 1106 und öfter; Spanisch: 845, 925, 1137, 1341 (eine halbe Seite); Englisch: 846f. (eine halbe Seite), 866, 1106, 1292 (eine halbe Seite) etc. Diese Passagen lassen sich in der Ausgabe leicht finden, wenn man die längeren Fußnotenübersetzungen der Herausgeberin anhand der Anmerkungsbuchstaben in den Text zurückverfolgt.

<sup>12</sup> Als finite Verbform unklar; vielleicht verschrieben oder verlesen für *pensar*.

<sup>13</sup> „Santiago y cierra España“ – ‚mit dem Hl. Jakob vorwärts, Spanien!‘ – ist ein alter Kampfruf aus der Reconquista.

einzelne fremde Wörter, oft auch nur Floskeln, die ihm familiär geworden sind und die er statt der jeweiligen Haupt-Basisssprache verwendet, manchmal mit distanzierenden Anführungszeichen:<sup>14</sup> *dopo pranzo, alabado sea Dios, con ánimo, de un tirón, donaire, sin parar, entre nosotros, y muchas cosas por el estilo, por el medio, un paseo, ganas de trabajar, hace un frío horroroso, in full rabia, si Dios quiere, a gritos, de todos modos, jaleo, lo que sé, me gusta mucho, al tanto, nada de eso, no más, girino nel quartiere, a piedi, alla rinfusa, uscito solo, asi [recte así] hablando*<sup>15</sup>, *cioè, at a loss, lo farò stasera stessa, partenza per Parigi, entrando en fuego, fra altre cose, del resto non importa, faire obra de caridad, lo stesso*<sup>16</sup>, *faltaba más!, magari [sic], a casita, unobtrusive, alla buona, but who knows?, baffled, and that's the reason why, much better, forse, or something like that, fra altre cose, fino a certo punto, nunca jamás, da contadina, no importa, at its best, in primis, difatti, mi gozo en un pozo* und anderes mehr. Die Formeln des Aufwachens (*svegliato*) und Aufstehens (*alz.=alzato*) am Anfang der Tagesnotate ebenso wie die Hinweise auf Spaziergänge im Viertel sind über Jahre hinweg italienisch. Sein eigenes *Journal* bezeichnet Larbaud oft auch in den Tagebüchern mit anderer Trägersprache als *diary*. Dazu kommen noch ein paar katalanische, portugiesische, deutsche, lateinische, schwedische und niederländische Einzelfloskeln und Lexeme, im allgemeinen aus der aktuellen Lebenswelt oder der Lektüre übernommen.

Die fremden Wendungen stammen zwar jeweils besonders häufig aus der Sprache des Landes, in dem Larbaud sie niederschreibt, gewinnen aber dann innerhalb des *larbaldien*, seiner literarischen Privatsprache, zu der auch erfundenes Vokabular wie die berühmten „Pelmazoïdes“ für die Lästigen oder Störenfriede gehört, ein Eigengewicht, werden kumuliert und auch in andere lebensweltliche Sprachumgebungen exportiert, etwa Englisch und Spanisch in die meist italienische Umgebung der frühen dreißiger Jahre. Er hat so relativ unabhängig von seinem Aufenthaltsort immer sein individuelles Sprachreich um sich, dem die ursprünglich ganz heterogenen lexikalischen und idiomatischen Elemente einverleibt worden sind. Manche mögen diese Privatsprache als affektiert empfinden. Vielleicht sollte man hier aber auch sagen, dass für einen gebildeten französischen Leser aufgrund der Ähnlichkeiten zwischen den romanischen Sprachen auch die spanischen und italienischen Passagen, nicht nur in diesen kurzen Floskeln, zwar fremd, aber deutlich weniger unverständlich wirken als für einen deutschen Nichtromanisten.

Dem Autor Larbaud ist diese individuelle Mischsprache offensichtlich zur zweiten Natur geworden: Er pflegt sorgfältig ein polyglottes Bewusstsein, in dem ihm nach längerer xenophiler Konditionierung offensichtlich manche fremdspra-

<sup>14</sup> Ich verzichte hier auf Seitenangaben, da derlei Floskeln im Journal zu Hunderten vorkommen, und nenne nur chronologisch nach dem Auftreten im Journal ein paar Beispiele (im Unterschied zum Original kursiv, um sie von meinem Fließtext abzuheben), wodurch auch deutlich wird, dass Larbaud die ihm geläufigen fremdsprachigen Elemente nach freiem Ermessen mischt. Ich wähle bewusst öfter über die Wortgrenze hinausreichende idiomatische Wendungen, um zu zeigen, dass es dabei nicht nur um Fremdwörter im traditionellen Sinn geht – die gibt es natürlich auch, *à foison*.

<sup>15</sup> Altspanisch ‚mit dieser Rede, und damit...‘ Hier hat die Herausgeberin (vgl. 835 Anm. a) möglicherweise den Charakter als epische Formel nicht ganz verstanden.

<sup>16</sup> Im populären Sinn von ‚trotzdem‘.

chige Wendungen spontaner in die Feder kommen als die muttersprachigen. Insofern bildet das *Journal* sein sprachliches Selbstverständnis nach, übrigens nicht grundsätzlich anders als seine im engeren Sinn literarischen Werke, wenn auch wohl intensiver. Diese Privatsprache ist zwar aus realen Sprachelementen zusammengesetzt, als Ganzes aber eher ludisch als mimetisch, was in den extrem sprachmischenden Gedichten nicht verwundern wird; es klingt aber an einigen Stellen auch schon im *Journal* durch.

Bei den referierten Figurenreden – auch eigenen – ist dagegen eine deutliche Korrelation mit dem gegenwärtigen Aufenthalts- und Schreibort unverkennbar, also Mimesis in ihrer elementaren Form. In den Tagebüchern der *période espagnole* (1917–1920) überwiegen damit die spanischen, in denen der *période italienne* aus den frühen Dreißigern die italienischen Belege,<sup>17</sup> die hier auch insgesamt dichter sind, da Italienisch die Muttersprache von Larbauds Gefährtin Maria Nebbia und ihrer Enkelin Angioletta, genannt Laeta, ist und auch der Autor selbst sich hier immer wieder in italienischer Figurenrede äußert. Er übt mit Laeta lesen (sie nennt ihn Babbo) und beantwortet ihre Wissensfragen, natürlich alles auf Italienisch und im Text auch vielfach im Wortlaut wiedergegeben.<sup>18</sup> Auch die kindliche Unangemessenheit des Registers mancher ihrer Äußerungen wird getreulich in der fremden Sprache registriert:

Je lui dis: „Vedi a che è utile? Capisci che vedi meglio, più cose, adesso? Questo titolo, un mese fa, non era che una macchia rossa su quel libro.“ Elle m’a répondu: „Sì, VEDO PIÙ CHIARO“ (1395).

(Ich sagte zu ihr: „Siehst du, wozu es [das Lesen] nützlich ist? Verstehst du, dass du jetzt besser und mehr siehst? Dieser Titel war noch vor einem Monat nur ein roter Fleck auf diesem Buch.“ Sie hat mir geantwortet: „JA, ICH SEHE KLARER“.)

Hier bedarf es keines Kommentars des Diaristen: Die Kapitälchen reichen aus, um ihre Antwort als Supernorm zu charakterisieren.

Zum Italienischen lernt Laeta in Frankreich dann auch Französisch, was sich bald als punktuelles Code Mixing in ihrer Rede niederschlägt. Larbaud referiert ihre mischsprachigen Äußerungen: „Babbo, vuoi il crayon rouge?“ (1330) oder: „I fiori mi dicono: bonjour“ (1191) und versucht wie ein Linguist, der die Befunde eines Feldversuchs analysiert, die kindersprachliche Logik darin zu erkennen, indem er sich in ihre Perspektive hineinversetzt. Beim letztgenannten Beispiel heißt es: „Les fleurs lui disent ‚bonjour‘ et non pas ‚buon giorno‘, parce qu’elles sont en France, et doivent parler comme parlent tous les gens à qui nous avons affaire“ (1191; „Die Blumen sagen ‚bonjour‘ und nicht ‚buon giorno‘, weil sie in Frankreich sind und so sprechen müssen wie alle Leute, mit denen wir zu tun haben“). Die Wiedergabe von Laetas Rede als Dokument ihres Zweitsprachenerwerbs und Larbauds psychologischer Kommentar dazu tragen nicht nur zur Heteroglossie des *Journal* bei, sondern

<sup>17</sup> Trotzdem kann es natürlich vorkommen, dass er auch in Neapel, obwohl es nicht mehr Sitz eines spanischen Vizekönigs ist, beim Spazierengehen mit seinem Hund einmal eine spanische Figurenrede registriert: „V[ia] Partenope, un petit garçon entre deux jeunes femmes élégantes: Mira que lindo perrito (Barty [das ist der Hund] était avec moi)“ (941).

<sup>18</sup> 1118f., 1182, 1257, 1301, 1320f. und öfter.

lassen diese zugleich weniger normabweichend erscheinen als die gemischtsprachige Erzählrede, weil hier der Sprachduktus sich bis zu einem gewissen Grad dem von linguistischer Sekundärliteratur annähert, in der das Zitieren und Analysieren fremdsprachiger Belege eine eigene philologische Konvention darstellt (die allerdings derzeit gefährdet scheint).

Ob die aus Kindermund ganz ungewöhnliche archaisch-literarische Form *guari* in Laetas abfälligem Urteil über einen angeblich großen Konzertsaal: „Non è guari grande“ (1217; etwa: „Er ist beileibe nicht groß“) auf eine Interferenz der Zweitsprache (frz. *elle n'est guère grande*) in der ersten zurückgeht oder ähnlich wie oben das *vedo più chiaro* nur altkluge Supernorm signalisiert, lässt sich kaum entscheiden, da auch *guère* im Französischen nicht gerade ein typisches Wort der mündlichen Rede ist. Larbaud verweist ihr den Ausspruch nur als moralisch unangemessen, nicht als Registerverstoß (1218).

Wieder anders zu beurteilen dürfte das auffällige Nebeneinander dreier Sprachen in einer Szene sein, in der es von Laeta heißt: „elle veut me donner, pour m'en faire une cravate, un retal (coupon? pezza?) que je trouve beau [...]“ (1191f.). Der spanische Begriff *retal* ‚Flecken Stoff, Tuchabfall‘ stammt sicher nicht von Laeta, sondern vom Autor: Er assoziiert zum französischen der Trägersprache sogleich den spanischen und italienischen Terminus.

Auch an anderer Stelle geht fremdsprachige Figurenrede in selektiv fremdsprachige Erzählerrede über. Auf Korfu unterhält Larbaud sich in Italienisch mit einem Einheimischen, referiert dessen Äußerungen in der dritten Person und der entsprechenden Vergangenheitszeitform und übernimmt dabei dessen italienische Wendungen – „Tale quale“ oder „Il est allé à Céphalonie più volte“ (957) – in seinen Bericht: eine eigentümliche Variante eines *style indirect libre* mit eingelagerten fremdsprachigen Wendungen als Beglaubigungssignal, die den Satz punktuell mehrsprachig macht (auch in meinem Sinn als Oberflächenphänomen), ohne die Trägersprache insgesamt zu verlassen.

Unter den zahlreichen *Zitaten aus eingelagerten Fremdsprachen* überwiegen, wie bei einem Tagebuch aus der literarischen Werkstatt nicht anders zu erwarten, bei weitem die literarischen und hier wiederum die Verszitate: aus Leopardi, Rubén Darío, Catull, Carner, Volkstümliches in Spanisch und Valencianisch, Louis Parrot, Robert-Edward Hart, Desbordes-Valmore, Béranger, Ribeiro Couto, Novalis und anderen. Innerhalb des englischen Erzähltexts der frühen Tagebücher haben natürlich umgekehrt die Verse französischer Autoren (Hugo, Musset, Valéry, Malherbe, Tristan l'Hermite, Saint-Amant, Baudelaire, Charles Cros etc.) als fremdsprachig zu gelten. „Berlin, Berlin, du wunderschöne Stadt!“ (43), das Larbaud auch in ein Gedicht übernommen hat, ist wohl ebenso Zitat wie „*Blauer Forellenbach...*“ (61). Dazu kommen ein paar Prosazitate: ein lateinisches Gebet (1177), längere Stellen aus Aulus Gellius, Cicero und anderen antiken Prosaisten, ein fast einseitiges Zitat aus Huartes *Examen de ingenios* (403f.) und, verwunderlicherweise, eine lange deutsche Passage aus einer Liechtensteiner Werbebroschüre (1093). Das ist insgesamt recht viel, aber durch die philologische Praxis konventionalisiert und darum wenig normsparend.



Eine neue Qualität der Heteroglossie ist dagegen dort erreicht, wo mehrere Sprachen auf engem Raum zusammentreffen, wo also das Code Switching systematisch in Code Mixing übergeht. Das Phänomen findet sich in der Erzähler- wie in der Figurenrede. Zunächst ein paar einfache Fälle.

Bei der additiven Struktur entfallen innerhalb eines Satzes oder Satzbündels aus zwei, oft sogar drei Sprachen auf jede Einzelsprache nacheinander wohlabgegrenzte Teilsätze oder syntaktisch zusammengehörende Phrasen oder Wortgruppen:

Retour au café, where I had left my book, papers and overcoat. (161)  
Obligé de rester ici, au milieu de grands (etc. etc. por falta de dinero y otras cosas).  
Better not to note anything concerning it, but I shall remember. (165)  
Like to begin this copybook at Annecy. Alz[ato] 8 h ½. Promenade à pied [...] (827)  
Mi mujer está mucho mejor, ma non è uscita ancora oggi. (871)  
Travaillé une partie de la nuit, in fact it was 4 a.m. when I went to bed, lavorando per il *MS Autographe*, cioè per Jean Royère. (922)  
In somma una nuova edizione di *Échantillons* in questa collezione is about the best that could be suggested. (1104)  
[...] Venise et la Vénitienne n'étaient pas uppermost in his thoughts. (1105)  
Et voilà, pour nous, aujourd'hui, notre part des „sciagure umane“. „Dios aprieta pero no ahoga“, c'est bien le cas de le dire [...] (1185)

Bei der ‚Klammerstruktur‘ sind dagegen kurze fremdsprachige Satzteile in die einheitliche Syntax der Basissprache eingelagert:

We went — los tres — to Teatro de Verano [...] (495)  
It would have been no use to tell him that my Weltansicht is exactly his own: godersela. (548)  
Ci vuole sempre molto loisir attorno alla preparazione del lavoro. (852)  
[...] les lasagne vertes al sugo étaient délicieuses [...] (1463)

Beide Verfahren zusammen finden sich im Porträt einer nordamerikanischen „Pelmazoïde“, die weder Englisch noch Französisch kann und die er darum zum Teufel wünscht: „Si elle compte sur moi pour ausbessern sa gabegie verbale, puede montarse en Colón.“ (1382) Aber auch noch dichtere und syntaktisch engere Verbindungen mehrerer Sprachen kommen vor:

[...] lettre officielle de la Dirección de la Biblioteca Nacional, signée Enrique Fernández Ledesma, domandandomi my portrait for „una colección de retratos y autógrafos de personalidades destacadas de todos los países“, etc. Il me demande aussi pour lui un autographe. „Destacado“, eso si que lo soy, destacado de todos los países! Ya lo creo! ja o creo!<sup>19</sup> (859)  
Parigi; Día de difuntos (lundi.). (868)  
P.M.: girino, poi Dott. V. avec mi Mujer m'attendant à notre meetingplace de ce quartier [...] (872)

<sup>19</sup> Die fehlenden spanischen Akzente bei *países* und *si* beruhen vermutlich auf einem Versehen in der kritischen Ausgabe; auch das abschließende *ja o creo* dürfte entstellt sein, vielleicht durch einen Lesefehler für valencianisch *ja [h]o crec*.

Der italienisch-spanisch-lateinisch-englisch gemischte Eintrag „Parigi, 30 sett. (e ‚per parecchio‘). Casa, al fin; et le Desideratus Lectus! But she is, per se stessa, ‚casa“ (849), mit dem Larbaud die Rückkehr in sein Pariser Haus gleich viersprachig feiert, ist wohl die dichteste und als Zitatcollage schwierigste Passage des ganzen *Journal*. Für ihre Erläuterung kann man der Herausgeberin (1000, Anm. 107) nur dankbar sein. Die Klammer bedeutet ‚für längere Zeit‘, das *al fin* weist *casa* als spanisch gemeint aus, der lateinische Nominativ *Desideratus Lectus* ist ein modifiziertes Zitat aus Catulls *Carmina* 31,10 (*desiderato [...] lecto*) und der englische Satz, wieder von einer italienischen Phrase unterbrochen, ein noch stärker verhülltes Zitat aus einem Gedicht von Matthew Prior (*But thou art my home*), wobei das *she* dem Femininum von *casa* angepasst ist und – so sei hier ergänzend vermutet – offensichtlich eine Vermenschlichung des Hauses impliziert, sonst wäre es im Englischen ein Normverstoß. Eine noch kompaktere Mehrsprachigkeit ist kaum vorstellbar, jedenfalls soweit die sprachliche Einheit des Einzelworts nicht aufgebrochen wird – auch das kommt bei neueren Autoren vor, allerdings, soweit ich sehe, nicht in diesem *Journal*.

Larbaud beschränkt sich aber nicht nur auf die Nachbildung des Fremden, er ist, wie schon oben beim Laeta-Kommentar (1191) angedeutet, auch sprachtheoretisch vielseitig interessiert. Alles Fremd- und Mehrsprachige wird begierig registriert, etwa die Inschrift „Feliz viaje“ in elf Sprachen auf dem Bahnhof Valencia (482), die ‚sprechenden‘ fremden Namen Shakespeare und Oxenstierna, die er in der Übersetzung „Crollanza“ (einer italienisch-spanischen Mischbildung) und „Cabeza de Vaca“ (495) semantisiert, oder die Seltsamkeiten der graphischen Tradition des Griechischen (954), die er in Transliterierungen spielerisch nachbildet. Auch Fragen der kontrastiven Linguistik wecken öfter sein Interesse. So finden sich Überlegungen zur Semantik von *meldar* und *tresalir* in einem judenspanischen Text (573) oder zu spanisch *llover* vs. quechua *shuver* und portugiesisch *chover* (1268) zusammen mit weiteren Sprachreflexionen anhand von spanischen Zitaten aus *Huasipungo* (1270f.). Das erreicht zwar nicht im engeren Sinn wissenschaftliches Niveau, ist aber doch von den sprachlichen Dilettantismen eines Loti weit entfernt.

In ähnlicher Weise wird das Verhältnis von Hochsprache und lokaler Varietät am Beispiel Kastilisch–Valencianisch thematisiert, wobei zugleich die eigenen regionalsprachlichen Fertigkeiten betont sind:

On coming back from the Serreta excursion, I exclaimed:

— Que perdut estic!

(which is Valencian). Vicenta, the cook, who happened to hear me, exclaimed:

— Eso sí que es ESPAÑOL!

They look upon Castilian as upon a semi-foreign language. (225)

Von einem Handwerker heißt es: „He spoke in Castilian because I was there and he thought I did not understand Valencian.“ (494) Auch einen volkstümlichen Spruch im Genueser Dialekt zitiert er mit sichtlicher Freude an seiner vielsprachigen Kompetenz (1453).

Als eine Marotte mag erscheinen, dass Larbaud sorgsam darauf bedacht ist, sich im fremdsprachigen Ausland allen sprachlich anzupassen, ohne sich trotz seines Akzents eindeutig als französischer Muttersprachler zu erkennen zu geben. Das Motiv taucht gleich in mehreren Szenen auf. Ein früher Beleg findet sich bereits im

englisch geführten Tagebuch von 1912. Die Szene spielt in Como, also im italienischen Sprachraum, in einem Lokal.

The waiter asked me („Dirà che sono curioso, ma —“) what was the flag I put out at my window. I dare say he is puzzled about my nationality: hears me speak Italian, and address him and everybody in Italian, with an accent; sees me reading English books, and receiving letters with French, English, Italian, Belgian stamps on the envelope, etc. He thought I was Argentine (the conclusions are logical). I told him it was my own colours, which he understood at once, as „molti signori, qui, hanno la loro bandiera privata, ecc.“ (93)

(Der Kellner fragte mich [„Sie werden mich für neugierig halten, aber —“], welche Fahne ich in mein Fenster gehängt hätte. Ich wage einmal die Vermutung, er sei sich über meine Staatsangehörigkeit im Unklaren – hört mich italienisch sprechen und ihn und alle andern auf Italienisch anreden, mit einem Akzent, sieht, wie ich englische Bücher lese und Briefe mit französischen, englischen, italienischen, belgischen Briefmarken bekomme etc. Er dachte, ich sei Argentinier [die Schlussfolgerung ist logisch]. Ich sagte ihm, es sei meine eigene Fahne, was er sofort verstand, denn „viele Herrschaften hier haben ihre eigene Privatfahne etc.“)

Aber seine Muttersprache nennt er ihm nicht!

Ähnlich 1917 in Alicante, das zum valencianischen Sprachgebiet gehört, beim Schneider:

The clerk said: „Oh, you are Italian, I should think?“ I said I was French. But he did not believe me, and, to make sure, he asked: „Alors, vous parlez français, Monsieur?“ The change of language was too abrupt sudden to me, and I answered: „Mais oui, Monsieur, —“ with difficulty and a foreign accent; so that I left him under the impression that I had told him a lie. (217)

(Der Angestellte sagte: „Oh, Sie sind Italiener, würde ich meinen?“ Ich sagte, ich sei Franzose. Aber er glaubte mir nicht und fragte, um sicherzugehen: „Also sprechen Sie Französisch, mein Herr?“ Der Sprachwechsel kam für mich zu plötzlich, und ich antwortete: „Aber ja, mein Herr, —“ mit Mühe und einem ausländischen Akzent, so dass ich ihm den Eindruck hinterließ, ich hätte ihn vorher belogen.)

Er überlegt sogar, ob diese Technik des Verbergens sich zur Abwehr von Störenfrieden nicht noch perfektionieren ließe. Nach einer unangenehmen Begegnung mit einem Kutscher, der eine Zeitlang in einem „français abominable“ auf ihn eingeredet hat, kommt er zum Ergebnis: „[...] j’aurais dû répondre, au lieu de: ‚Scusi, sa, non capisco il francese! ‚... non capisco il tedesco!‘“ (924; „Statt ‚Entschuldigen Sie, ich verstehe kein Französisch!‘ hätte ich besser antworten sollen: ‚...ich verstehe kein Deutsch!‘“)

In Genf beobachtet er, wie zwei alte Damen sich offenbar über ihn und seine Frau unterhalten, hört dann beim Vorübergehen: „Yes, they are English“ (1217) und sinnt darüber nach, was sie zu diesem Befund über ihn und „mi Mujer tan buena y tan guapa“ (1217) – auf Spanisch! – gebracht haben könnte, von dem man nicht erfährt, ob er ihm angenehm ist oder nicht. Auffällig ist aber die große Bedeutung, die er seiner Identität in der Außensicht beilegt, bei der es auch hier weniger um die Nationalität als um die Sprachzugehörigkeit gehen dürfte.

Das Motiv taucht in einer bemerkenswerten Variante noch einmal auf. In dem oben erwähnten italienischen Gespräch auf Korfu taxiert er seinen Gesprächspartner sprachlich als Nicht-Italiener und nimmt zugleich mit Befriedigung zur Kenntnis, dass der andere ihn offenbar für einen Italiener hält:

Éprouve un plaisir visible à parler italien, mais il est évidemment ‚hellénephone‘ dans sa vie quotidienne. Il ne paraît pas s’apercevoir que je ne suis pas italien, mais il ne m’interroge pas sur ce point [...]. (957)

(Hat erkennbar Freude daran, Italienisch zu sprechen, ist aber im Alltagsleben offensichtlich griechischsprachig. Er scheint nicht zu merken, dass ich kein Italiener bin, fragt mich aber auch nicht danach [...].)

Der Kampf darum, in der fremdsprachigen Konversation vom Gegenüber sprachlich nicht enträtselt werden zu können, es seinerseits aber sprachlich zu durchschauen, gehört zu den kleinen Polyglossie-Freuden des Reisenden Larbaud. Er ist Teil seines kosmopolitischen Spiels.

Larbauds Mehrsprachigkeit ist also allem Anschein nach nicht nur *exercice*, sondern auch ein Versteckspiel mit seiner sprachlichen Identität, im (halb)literarisierten Leben des Tagebuchs wie in seinem literarischen Werk, insbesondere in den polyglotten Grenzfällen seiner Lyrik. Wie nahe er dabei Pessoa ist, der zusätzlich zu seinen portugiesischen und englischen Heteronymen – die ja mit ihren verschiedenen Namen zugleich verschiedene Personen verkörpern – auch ein zweisprachiges Rollenspiel gepflegt und sein Werk mit englischer Lyrik begonnen hat, wäre einmal einer Prüfung wert.

Was Pierssens, der klug abwägend zugleich das Neue und das Ängstlich-Konventionelle an Larbauds literarischer Mehrsprachigkeit gewürdigt hat, zum *implied autor* der Barnabooth-Gedichte schreibt:

Se mettre dans la peau et la langue de l’autre pour sentir sa propre langue comme étrangère, c’est montrer qu’il n’y a pas de langue maternelle, ou que toutes peuvent le devenir, ou encore que toutes les langues sont étrangères et qu’il faut – la „sienne“ y compris [sic] – apprendre à les séduire,<sup>20</sup>

gilt unter Berücksichtigung der anderen Gattungsvoraussetzungen im Kern auch für den Autor selbst, wie er uns hier in seinem *Journal* entgegentritt.

## Literatur

Bachtin, Michail M.: Die Redevielfalt im Roman. In: Ders: Die Ästhetik des Wortes. Aus dem Russischen von Rainer Grüber und Sabine Reese. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 192-219.  
Larbaud, Valéry: Œuvres. Paris: Gallimard (Pléiade, 126) 1958.

<sup>20</sup> Pierssens, Michel: Le polylogue poétique de Valéry [sic] Larbaud. In: Études françaises 24.3 (1988), S. 57-67, hier S. 58f. „Sich in das Wesen und die Sprache des andern versetzen, um seine eigene Sprache als fremd zu empfinden, zeigt, dass es keine Muttersprache gibt oder dass alle Sprachen dazu werden können oder auch dass sie alle Fremdsprachen sind und man erst lernen muss, sie – auch die ‚eigene‘ – zu verführen“. Über die hier zum Ausdruck kommende Spracherotik habe ich glücklicherweise nicht zu befinden.

- Larbaud, Valery: Journal. Édition définitive. Texte établi, préfacé et annoté par Paule Moron. Paris: Gallimard 2009.
- Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.
- Pierssens, Michel: Le polylogue poétique de Valéry [sic] Larbaud. In: Études françaises 24.3 (1988), S. 57-67.
- Wandruszka, Mario: Die Mehrsprachigkeit des Menschen [1979]. München: dtv 1981.
- <http://www.magazine-litteraire.com/critique/fiction/journal-valery-larbaud-26-11-2010-32574>  
[zuletzt aufgerufen 23.01.2014].